

Zeitschrift: Neue Schweizer Rundschau
Herausgeber: Neue Helvetische Gesellschaft
Band: 7 (1939-1940)
Heft: 12

Artikel: Militärische Briefe [Fortsetzung]
Autor: Allgöwer, Walther
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-759144>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 30.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Militärische Briefe

Von Walther Allgöwer

IV.

Kriegführung

Jeder strategische Entschluss ist ein schöpferischer Akt, dessen Ursprung Geheimnis bleibt. Es kennzeichnet die Generationen der Geschichte, ob sie dieses Geheimnis anerkennen und achten, oder ob sie es aus dem Irrglauben an die Allmacht der Vernunft und des Willens verneinen. Wenn sich eine Epoche anmasst, alles durch menschliche Kräfte zu beherrschen, dann wird die Zwangsgewalt der sich aufblähenden Organisationen die Möglichkeit zur Entschlussfassung schliesslich dermassen einengen, dass keine wesentlich neuen Entscheide mehr getroffen werden können. Der schöpferisch gestaltende Mensch braucht Raum und Bewegungsfreiheit, um zu seiner höchsten Leistung aufzusteigen. Er ist Erbe der europäischen Entwicklung zum verantwortlich handelnden Individuum und fühlt sich überirdischen Mächten und geistigen Werten verpflichtet. Dies befähigt ihn auch durch seine geistige Ueberlegenheit auf andere zu wirken und sie seinem Willen dienstbar zu machen. Die unendliche Mannigfaltigkeit der abendländischen Kriegführung und ihre Entwicklung zur Kriegskunst beruhen auf der lebendigen geistigen Tradition, in welcher die militärischen Führer und ihre Heere stehen.

Selbstverständlich ist auch der schöpferisch entscheidende Mensch an gewisse Voraussetzungen gebunden, über die er sich nicht hinwegsetzen kann. Abgesehen von völkischen, technischen, politischen und geographischen Fragen verlangen vor allem die Lehren früherer Kriege Beachtung. Jeder Krieg beginnt in der Hauptsache mit Mitteln, die einem vorangegangenen Konflikt entstammen. Der polnische Feldzug, den die Deutschen im Oktober 1939 in unerwartet kurzer Zeit siegreich beendeten, ist hiefür, was Polen betrifft, ein Musterbeispiel. Er wurde von Deutschland nach dem bewährten strategischen Grundsatz des Zangenangriffs unter Verwendung der modernsten Waffen geführt. Die polnische Armee, deren Kriegsuntüchtigkeit die Westmächte überrascht hat, hielt sich an ihre eigenen

Kriegserfahrungen, die aus dem siegreichen Kampf um Warschau gegen die unglücklich operierenden und innerlich geschwächten Russen stammten. Sie missachtete die Entwicklung der modernen Angriffswaffen und die systematische Schulung des Kadern und glaubte, gegen die Deutschen in ähnlicher Weise kämpfen zu können wie ehemals gegen die Sowjetarmee. Der polnische Feldzug darf daher nicht als ein Beispiel moderner Kriegsführung gelten, weil dort von Seiten Deutschlands nach den alten Grundsätzen des Bewegungskrieges gekämpft wurde und sich zwei ungleichwertige Heere gegenüber standen.

Die Wichtigkeit der Erkenntnisse aus vergangenen Kriegen tritt uns auch aus der militärischen Fachliteratur entgegen, die nach 1918 in allen Grosstaaten erschienen ist. Die englischen und französischen Militärwissenschaftler, deren Völker bei den Offensiven zwischen 1914 und 1918 ungeheure Verluste erlitten haben, ohne dadurch eine Entscheidung zu erzwingen, bezweifelten allgemein die Erfolgsaussichten eines Angriffs gegen stark befestigte Stellungen, wenn sie von einem moralisch vollwertigen Heer verteidigt werden. Die Deutschen hingegen erinnerten sich an die Bewegungskriege im Westen und im Osten und an die anfänglich erfolgreiche Frühjahrsoffensive von 1918. Sie versuchten vielfach zu beweisen, dass ein wirksamer Schlag auch heute noch möglich sei, wenn der Führung ein ungeschwächtes Heer zur Verfügung stehe. Kriegserfahrungen werden nie von allen Betrachtern in gleicher Weise ausgelegt; einmal weil Sieger und Besiegte die Ursachen des Schlachtverlaufes verschieden deuten; dann aber auch, weil selbst innerhalb einer Armee nie Eindeutigkeit darüber herrscht, welche Mittel den Ausschlag gaben. Es entwickeln sich daher nach jedem Krieg in allen Ländern voneinander abweichende Theorien, die alle Anspruch auf absolute Gültigkeit erheben. Aber gleich wie im Krieg, so gibt es auch in der Deutung der Kriegserfahrung unendliche Möglichkeiten.

Die blutigen Lehren der Westfront aus den Jahren 1914 bis 1918 lasten heute noch mit bleierner Schwere über allen Armeen und hemmen jede militärische Initiative. Mit dem Aufhören des Bewegungskrieges hat sich die klassische Art der Kriegsführung, die Europa zur Vollendung entwickelt hatte, grundlegend gewandelt. Das gegenwärtig wichtigste und ein-

zige strategische Problem, dem vorläufig kein Feldherr gewachsen zu sein scheint, ist die Ueberwindung der militärischen Stagnation. In ihm zeigt sich symbolisch die Ohnmacht des schöpferischen Geistes gegenüber dem Material und der Technik, die heute das Schlachtfeld beherrschen. Man bekommt den Eindruck, dass sich die Völker wie Prometheus gewaltsam aus den selbstverschuldeten Fesseln befreien möchten. Es handelt sich dabei nicht nur um den Ausbruchversuch einer biologisch bedingten Gewaltpolitik oder um den Machthunger eines ehrgeizigen Einzelnen, sondern wohl ebensosehr um die irregeleitete Sehnsucht des abendländischen Menschen nach schöpferischer Leistung im militärischen Bereich, die wie jedes kulturelle Schaffen Raum und Bewegungsfreiheit braucht, um historische Bedeutung zu erlangen.

Der erste Weltkrieg hat allen Armeen die Stärke der Verteidigung, die sich der modernen Waffen bedient, bewiesen. Das frühere leere, kaum befestigte Schlachtfeld, das erst durch die kämpfenden Massen für die kurze Dauer der eigentlichen Schlacht Bedeutung erlangte, entwickelte sich zur endlos langen Front, die in der Folge immer mehr an räumlicher Tiefe gewonnen hat und zu einer Zone geworden ist. Gestützt auf diese Erfahrungen erbaute man die Maginot- und Siegfriedlinie, die den Verlauf der Front und des Kampfgebietes ein für allemal festlegen sollten. Allerdings ist der strategische Entschluss zum Bau dieser Befestigungslinien ein schöpferischer Akt; aber es handelt sich hier um einen einmaligen und endgültigen Entschluss, der mehr staatspolitischen Wünschen als militärischen Notwendigkeiten entsprungen ist. Mit der Anlage dieser Stellungen ist für alle Zukunft der strategische Entschluss gefasst und die kommenden Befehlshaber müssen sich daran halten. Kein Land kann sich den Luxus leisten, mehrere Varianten grosser Festungszonen zu bauen. Dies aber bedeutet nicht nur das Ende aller wesentlichen strategischen Entscheide, sondern lähmt auch die Entschlussfreudigkeit der untern Verbände, deren Bedeutung nach dem Bau der Linien steigt. Der Feldherr wird durch den Abschnittskommandanten verdrängt. Hieraus entsteht für die Gesamtkriegführung die Gefahr, dass die oberste Führung, die geistig ausgeschaltet ist, keine wesentlichen Impulse mehr zu geben vermag. Der Antrieb zu neuen Aktionen wird da-

her weniger vom militärischen Oberbefehlshaber als von der politischen Führung her erfolgen müssen. Heute lösen sich die grossen strategischen Gedanken an der Westfront in einzeltaktische und bewaffnungstechnische Fragen auf, deren Beantwortung grösstenteils dem Soldaten abgenommen und dem Techniker übergeben wird.

An der Fortdauer dieses Erstarrungszustandes können nur diejenigen Staaten interessiert sein, die bewusst eine Ermattungsstrategie treiben. Die Engländer haben aus dieser Not eine Tugend gemacht und Liddell Hart schreibt, dass die Verteidigung schliesslich der beste Angriff sei, weil sie die moralischen und wirtschaftlichen Kräfte des Gegners schwächt und ihn ohne grosse eigene Verluste an Menschenleben verhandlungsbereit macht. Diese These trifft jedoch nur für Staaten zu, deren Rohstoffquellen unerschöpflich sind. Menschen- und materialarme Staaten können sich die zuschauende Kriegführung nicht leisten und sind gezwungen, durch politische Schachzüge oder durch die militärische Offensive die Kriegsdauer abzukürzen. Aber selbst bei einem rohstoffreichen Staat wie England darf das Abwarten nicht allzu lange dauern, weil sonst Fragen politischer Art auftauchen, die schwerer zu meistern sind als ein Angriffskrieg. Ausserdem bringt das blosses Warten keine Entscheidung, und die Hoffnung auf einen wirtschaftlichen oder innerpolitischen Zusammenbruch des Gegners mag sich leicht als trügerisch erweisen. Daher haben alle Staaten ein Interesse daran, dass sich die Stagnation überwinden lasse, nur hofft jeder, der andere wage das Experiment des Vorstosses, damit er alsdann mit einem Gegenangriff über den bereits geschwächten Feind herfallen kann.

Die Hauptschwierigkeit einer Angriffsaktion gegenüber einer modern ausgebauten Festungslinie liegt in der skeptischen Einstellung der Soldaten, die das Feuer des letzten Weltkrieges nicht vergessen haben. In den letzten Jahren suchte man durch Wehrvorführungen und glänzende Paraden den Völkern, die eine rasche Durchführung eines Angriffskrieges bezweifelten, die Möglichkeit eines erfolgreichen Blitzkrieges wieder glaubhaft zu machen. Aber die Skepsis blieb bei allen Nationen bestehen. Sie kann dort zur Gefahr werden, wo hinter der Armee eine revolutionäre politische Bewegung steht, die den Angriff, unab-

hängig von seinen Erfolgsaussichten, auf alle Fälle auslösen will und deshalb die Armee mit revolutionärem Geist erfüllen möchte. Ein Heer aber, das seiner ganzen geistigen Einstellung, seiner technischen Bewaffnung und seiner Organisation nach auf den Angriff und die Bewegung geschult ist, muss an sich selbst verzweifeln, wenn es aus irgendwelchen Gründen seinem Ideal nicht mehr folgen kann und zur Untätigkeit verdammt ist. Führung und Regierung einer solchen Armee werden daher alles daran setzen, um durch irgendwelche Mittel den Angriff und damit Aktionen wieder zu ermöglichen. Eine Lösung lässt sich auf militärischem, auf politischem oder auf wirtschaftlichem Gebiet denken.

Die Kräfte keiner Armee lassen es zu, dass an allen Frontteilen offensiv vorgegangen wird, sondern nur dort, wo die Schwächen des Gegners erkannt wurden. Deutschland hat in Erkenntnis der Schwierigkeit einer Bezwingung der Maginotlinie in den letzten beiden Jahren sein Heer in offensive und defensive Teile geschieden und nach der jeweiligen Aufgabe auch Schulung und Bewaffnung gerichtet. Diese Taktik wurde in Manövern erprobt, indem man bei Uebungen der Ostarmee immer den Angreifer, bei der Westarmee immer den Verteidiger siegen liess. Dadurch wurde bei den zur Offensive vorgesehenen Truppen der Glaube an den Angriff, umgekehrt bei den Divisionen der Defensive das Vertrauen in die Verteidigung gestärkt. Sowohl im September 1938 wie im Herbst 1939 warf man alle Offensivtruppen und -waffen nach Osten, während man im Westen nur eine Verteidigungsarmee bereitstellte. Diese Scheidung ist allerdings nur für eine Grossmacht durchführbar, da eine derartige Zweiteilung die Kräfte eines Kleinstaates, der sich ohnehin für die Verteidigung entscheiden muss, überstiege. Die Trennung kann sich aber auch in einem Grosstaat als Schwäche erweisen, wenn Offensivtruppen in der Verteidigung verwendet werden müssen, oder wenn mit Defensivdivisionen Angriffe zu führen sind.

Die Mittel der Verteidigung besitzen gegenwärtig zweifellos die Uebermacht, ein Zustand, der allerdings nicht für alle Zukunft gilt. Schon im letzten Weltkrieg sind fast alle grösseren Aktionen an der Westfront an den automatischen Waffen zerschellt, und seither hat sich die Wirkung der Verteidigungs-

mittel noch vervielfacht. Ausserdem ist die Front zu einer Zone geworden, die durch ihre räumliche Tiefe die Kräfte des Angreifers zersplittert und nur schwer zur vollen Wirksamkeit kommen lässt. Schon im letzten Weltkrieg hielt man eine dreifache Ueberlegenheit des Angreifers über den Verteidiger in befestigten Stellungen für das Minimum. Heute dürfte sich dieses Zahlenverhältnis für den Verteidiger noch günstiger entwickelt haben. Dazu kommt für den Angreifer als weiteres Passivum, dass der Geländegewinn, der mit ungeheuern Opfern erkaufte wird, nicht ohne weiteres ein strategischer Gewinn von kriegsentscheidender Bedeutung ist. Er kann sich sogar als Nachteil erweisen, wenn Ernährung und militärische Besetzung des eroberten Gebietes Kräfte absorbieren, die das Land an der Hauptfront dringend braucht.

Das einzige Mittel, das die Taktik bisher gegen die stark ausgebauten Verteidigungsstellungen gefunden hat, ist der Handstreich. Er kann aber nur Teilerfolge bringen und müsste sich daher unzählige Male wiederholen, wenn er für die Gesamtkriegführung eine entscheidende Bedeutung erlangen soll. Ungeheure Feuermittel werden auf einen kleinen Abschnitt konzentriert und von Panzerwagen und besonders geschulten Infanterie-Stosstrupps ausgenützt, die überraschend anzugreifen haben. Wir werden erinnert an die altschweizerische Winkelriedtaktik, wonach auch einer zunächst in den Wall der unüberwindlich scheinenden Speere eine Bresche zu schlagen hatte, von der aus die nachstürmenden Krieger nach allen Seiten in das feindliche Heer eindringen konnten. Wie damals und wie im Dreissigjährigen Krieg liegen sich auch heute wieder zwei riesige bewaffnete Lager gegenüber, wobei jeder Teil hofft, der andere begehe die Unvorsichtigkeit des ermattenden Angriffs. War schon in früheren Zeiten der Versuch einer Winkelriedstat ein fragwürdiges Wagnis, so ist er heute noch problematischer geworden, weil sich der Gegner auf diese Ueberraschung vorbereiten kann. Auf der einen Seite will man Heer und Volk durch die riesigen permanenten Befestigungen das Gefühl der Unangreifbarkeit und Sicherheit geben; anderseits aber soll den eigenen Angriffstruppen der Glaube an die Erfolgsmöglichkeit gegen ähnlich gebaute und vielleicht noch besser bestückte feindliche Festungen dennoch erhalten bleiben. Dieser unlösbare

Widerspruch wird mit der Zeit vor allem der untern Führung, die für den Kampfwillen der Truppe verantwortlich ist, grosse Schwierigkeiten bieten.

Mit dem Ueberhandnehmen der Handstreichtaktik haben sich die bisher gültigen strategischen Regeln grundlegend geändert. Früher fanden die grossen Operationen und Truppenverschiebungen vor der Schlacht statt. Man war lange Zeit im Ungewissen, wo der Gegner aufmarschieren, in welcher Stärke er kommen, und wo er sich zum Kampfe stellen würde. Der Kunst des Feldherrn blieb ein weiter Raum, schöpferisch zu entscheiden. Heute ist eine erste Fühlungnahme mit dem Feind kaum mehr notwendig. Man kennt schon aus der Zeit vor dem Kriege Stellungen und Stärke des Gegners. Aus Prestigegründen hat man die Verteidigungslinie grösstenteils an die geographische Landesgrenze gelegt, um auch die Widerstandskraft der Grenzbewohner nutzbar zu machen und um allgemeine nationale Depressionen, die bei Preisgabe grosser Gebiete leicht entstehen, zu vermeiden. Darum kommt heute, da der Aufmarsch lange vor dem ersten Schuss vollzogen ist, zuerst die Durchbruchsschlacht mit dem Ziel, eine Bresche zu schlagen, von der aus dann weitere Aktionen erfolgen können. Noch Moltke und Hindenburg leiteten lediglich die vorbereitenden Operationen und überliessen die Durchführung der eigentlichen Schlacht den Generalen. Heute muss der Oberbefehlshaber zuerst selbst mit technischen Mitteln die Schlacht einleiten, um nachher nach einem vielleicht gelungenen Durchbruch die Operationen in den Rücken und die Flanke des Gegners den Unterführern zu überlassen.

Angesichts der ungeheuren Anforderungen, die an den Soldaten der modernen Angriffsschlacht gestellt werden, erhob sich im letzten Weltkrieg die Frage, ob das Volksheer für die erste Schlacht nicht untauglich sei und an seine Stelle ein kleines bewegliches Berufsheer zu treten habe. Die Schwäche aller Massenheere liegt vor allem darin, dass sie im Verhältnis zu den in einer Nation vorhandenen entscheidungsfähigen Menschen ein viel zu zahlreiches Kader brauchen, und daher viele Ungeeignete an verantwortliche Posten zu stehen kommen. Dies wurde besonders aktuell, als die Deutschen aus ihrer kleinen Reichswehr eine grossartige Mustertruppe schufen, der man eine viel grössere Durchschlagskraft zuschrieb als der Masse der weniger

gut ausgebildeten Reservisten. Viele erhofften sogar durch die Schaffung der Berufsheere eine Wiederkehr der schöpferischen Kriegführung einzuleiten. Allerdings, ohne allgemeine politische Erschütterungen werden die europäischen Staaten das Machtmittel des Volksheeres kaum preisgeben, das, obschon weniger für Angriff und Eroberung geeignet, als politisches Druckmittel und Verteidigungsinstrument unschätzbare Dienste leistet. Möglich erscheint hingegen, dass in Zukunft die angreifenden Truppen dem Berufssoldatenstand angehören, währenddem die Verteidigungstruppen durch die Bürger zu stellen wären.

Da die Stellungen des Erdkampfes erstarrten, forcierte man den Bewegungskrieg in den beiden Elementen, wo es zu keiner festen Front kommen kann: zur See und in der Luft. Die Raschheit und Manövrierfähigkeit von Marine und Flugzeugen wurden mit aller Macht gesteigert. Aber auch hier machte sich die Tendenz geltend, die Aktionsfreiheit des Gegners durch Blockademassnahmen, durch Minen, Ballonsperren und Fliegerabwehr einzuschränken. In allen Staaten umgab man Marine und Luftwaffe mit dem Nimbus des Heroismus und setzte in ihre Wirksamkeit grosse Hoffnung. Die Erwartungen haben sich jedoch bisher nicht erfüllt, trotzdem eine Zeit lang besonders Italien von der Flugwaffe sogar kriegsentscheidende Bedeutung erhofft hatte. Es erweist sich auch hier wie bei andern technischen Kriegsmitteln, dass der militärische Sieg nur durch die angreifende Infanterie entschieden wird. Der Bewegungskrieg zur See und in der Luft muss sich daher auf die Dauer als eine Schwächung der Volkskraft erweisen, weil nach den bisherigen Erfahrungen die Verluste in keinem Verhältnis zur Wirkung stehen. Die Einbusse an Menschen und Material rächt sich besonders bei denjenigen Staaten, die schon für die Kriegführung auf dem Land ungenügend mit Reserven versehen sind und Gefahr laufen, schliesslich der Ermattungsstrategie der rohstoffreichen Länder zu erliegen.

Je stärker nun aber die Ohnmacht der Angriffswaffen aller Welt sichtbar wird, desto mehr gewinnen aussermilitärische Momente an Bedeutung. Schon nach den Erfahrungen des letzten Weltkrieges stellte Ludendorff die These auf, dass ein kommender Krieg nur Aussicht auf Erfolg haben könne, wenn er totaler Natur sei. Seither ist diese Lehre in unzähligen Varianten

immer wieder aufgetaucht. Wir verstehen darunter die Ausnützung sämtlicher Kräfte und Gebiete, die sich einer Organisation unterziehen lassen und mittelbar oder unmittelbar der Kriegführung dienen. Es ist allerdings eine Illusion, zu glauben, es liessen sich alle Kräfte eines Volkes in den Wehrdienst stellen. Die erste Voraussetzung zur Führung des totalen Krieges ist die politische Diktatur, die sich unter jeder Staatsform denken lässt. Damit gewinnt die Politik aber auch auf die strategischen Kriegsziele einen unmittelbaren Einfluss und beansprucht selbst in der Wahl der Mittel und bis zu deren Anwendung überall den Primat. Die Armeen, die sich früher rühmten, nicht nur keiner Partei zu dienen, sondern sogar der jeweiligen Staatsform gegenüber eine neutrale Haltung einzunehmen, sind heute gezwungen, in der Soldatenerziehung, ja sogar in der Gefechtschulung den politischen Willen des Staates sprechen zu lassen. Dadurch ist eine rein militärische Kriegführung überhaupt nicht mehr möglich; ein lebendiges Beispiel haben wir in der russischen Armee mit ihren politischen Kommissaren. Zwar hat schon Clausewitz die Gesamtpolitik über die Militärs gestellt, wenn er den Krieg als die Fortsetzung der Politik mit andern Mitteln bezeichnet. Noch im letzten Weltkrieg begnügten sich die Regierungen, einfach die Kriegsziele zu nennen und die Ausführung den Generalen zu überlassen. Heute ist bei der kleinsten Aktion die Hand des allmächtigen Staates zu spüren. Daraus können bei einem langen, erfolglosen Krieg schwere innere Spannungen entstehen, welche die ewig offene Frage nach dem Verhältnis von Politik und Heer neu stellen.

Ein aussermilitärisches Mittel, das schon im letzten Weltkrieg besonders wichtig geworden, ist die Propaganda. Sie vermochte erst in einem Volksheer, dessen Soldaten nur zum kleinsten Teil aus innerlich gefestigten Menschen bestehen, ihre ganze Wirkung zu erzielen. Ursprünglich war sie neben andern Angriffswaffen wie Panzerwagen als Versuch gedacht, den erstarrten Bewegungskrieg von der innern Front her wieder zu beleben. Der Propagandafeldzug der Westmächte trug denn auch, neben andern Faktoren, viel zum Sieg der Westmächte bei. Im September 1939 hatten jedoch sowohl die englischen Flugblätter wie auch die fremdsprachigen Radiosendungen aller Länder überraschend wenig Wirkung. In der jüngsten Vorkriegszeit hat

man die Propaganda auf politischem Gebiet dermassen übertrieben angewandt und dadurch abgenützt, dass sie als aktives Kampfmittel, besonders am Anfang des Krieges, wo alle Völker noch an ihre gerechte Sache glauben, wenig mehr ausrichten konnte. Dennoch lässt es sich denken, dass bei längerer Kriegsdauer die Wirkung der Propaganda wieder zunimmt und die ermüdenden Völker immer mehr denjenigen glauben, die ihnen entweder den Frieden oder eine möglichst grosse Kriegsbeute versprechen.

Die lange Dauer des Krieges lässt ein Problem wichtig werden, mit dem die frühere Kriegführung kaum zu rechnen hatte: die soziale Frage. Eine Armee, deren Hauptkräfte sich im Kampf befinden, hat wenig Zeit, an persönliche Sorgen zu denken. Bei den wartenden Truppen hingegen wirken sich die wirtschaftlichen und seelischen Nöte immer mehr aus. Europa liess sich schon im letzten Weltkrieg einmal von der sozialen Frage überraschen und hat sich von den Nachwirkungen der Revolutionen bis heute noch nicht erholt. Der Ausgleich der Wehroffer innerhalb des Volkes ist daher sowohl für den militärischen Oberbefehlshaber wie für die Regierung ein wichtiges Gebot, dessen Missachtung die Kriegführung entscheidend benachteiligen kann. Für neutrale Staaten, bei denen dem Heer lediglich die Verteidigung des Landes zukommt und deren höchstes Kriegsglück darin besteht, nicht angegriffen zu werden, ist die Lösung der sozialen Frage ebenso wichtig wie die taktische Schulung und Bewaffnung der Mannschaft. In diesen Ländern ist es besonders schwer, den Kampfwillen der Soldaten dauernd wach zu halten, damit er im Augenblick eines beginnenden Krieges der Führung eine wirksame Verteidigung erlaubt. Aber selbst in Grosstaaten, wo dauernd grosse Armeeteile in Reserve stehen, muss die soziale Frage mit Sorgfalt behandelt werden, soll sie nicht im entscheidenden Moment die Kriegführung lahmlegen, wie dies Deutschland im Jahre 1918 erlebte.

Die soziale Frage ist aber nur ein Teil der gesamten Wirtschaftskriegführung, die sich gegen die Existenz des Gegners richtet. Es geht nicht nur um die Vernichtung des feindlichen Heeres, wie sie noch Moltke und Hindenburg anstrebten, sondern vielmehr um die Zerstörung jeglicher Machtmittel und Existenzgrundlagen des feindlichen Volkes, wozu vor allem die

Wirtschaft gehört. Darum ist das Ringen auch viel erbitterter als früher, weil keiner auf die Milde des Siegers rechnen kann. Da die aussermilitärischen Mittel immer mehr an Bedeutung gewinnen, sinken Fronten und Schlachtfelder zu Nebenkriegsschauplätzen herab. Darum wird es in Zukunft fraglich werden, ob die allgemeine Wehrpflicht so auszulegen sei, dass alle Bürger für den Waffendienst auszubilden und nicht von Anfang an diejenigen auszuschneiden sind, die für andere Gebiete der Kriegführung geeigneter erscheinen. Aber der unliebsamen politischen Konsequenzen wegen hat bisher kein Staat diese Scheidung gewagt, selbst England nicht. Die Wehrpflicht wurde bis heute immer als Pflicht zum Waffentragen aufgefasst; aber in der Praxis hat die aufgeblähte Kriegswirtschaft vieles geändert, indem mancher, der zuerst für die Waffen ausgebildet wurde, nachträglich in die Kriegswirtschaft eintreten musste. Schon die Technisierung der Armeen hat das Spezialistentum unter den Waffentragenden gebracht und das Soldatentum gefährdet; die wirtschaftliche Kriegführung dehnt diese Entwicklung ins Uferlose aus.

Je mehr der Krieg das Schlachtfeld meidet, desto geringer scheint die Bedeutung des Soldaten zu werden. Den riesigen Massen hinter der Front fehlt das soldatische Erlebnis, so dass die oberste Führung auf die Dauer Mühe haben wird, einen für alle verbindlichen Wehrwillen zu schaffen. Darum droht gerade vom totalen Krieg her dem Schwert eine viel grössere Gefahr als von einer militärischen Niederlage, weil die Masse der Schwertlosen die Ehre der Waffen nicht kennt. Ausserdem ist die mobilisierte Nation noch viel weniger als das frühere Volksheer geeignet, der Gefahr der innern Ermüdung zu widerstehen. Es ist daher denkbar, dass eine Regierung, aus Angst vor der innenpolitischen Katastrophe, die Erstarrung der Front durch den skrupellosen Einsatz der Mittel des totalen Krieges aufzuheben versucht. Aber dieser Ausbruch ruft sofort der Vergeltung durch den Feind und muss sich als Nachteil erweisen, wenn derjenige, welcher beginnt, nicht im ersten Anlauf Erfolg hat, denn es ist weit schwieriger, einen Gegenstoss zu parieren, als den Angriff vielversprechend zu beginnen. Das Experiment wird jedoch wohl nur dann gemacht werden, wenn entweder eine po-

litische Notwendigkeit dazu besteht, oder wenn eine Partei in eine neuartige Waffe volles Vertrauen hat.

Denn auch in Zukunft mögen noch weit verheerendere Angriffsmittel erfunden werden, als alle bisher bekannten Waffen. Aber die Erfahrung lehrt, dass neue Angriffsmittel immer wirksamen Abwehrkräften rufen, wie wir dies bei Kampfwagen, Flugzeugen, Unterseebooten und verborgenen Minen erlebten. Ferner ist das Risiko neuer Mittel, die, um wirksam zu sein, einen grossen Teil des Kriegspotentials verschlingen, derart gross, dass Experimente nur selten gemacht werden. Fast will uns also scheinen, als ob die militärische Kriegführung nicht mehr imstande sei, die Entscheidung zu bringen. Wohl werden die Mächte nie ohne Armeen auskommen, weil die Festungen Besatzungen brauchen und das internationale Recht keinen genügenden Schutz bietet. Es wäre jedoch möglich, dass die Grossmächte ihre Hauptkriegskräfte auf aussermilitärischen Gebieten spielen lassen und die Heere nur noch als Bewachungstruppen verwenden, die Ueberraschungen zu verhindern haben. Damit hätte die Todesstunde der klassischen Kriegführung geschlagen.

Es gab schon früher Zeiten, da die Verteidigung den Angriff sinnlos erscheinen liess, und es brauchte Jahrhunderte, bis die starken Mauern der Städte fielen. Auch heute scheint die Armee als Kriegsinstrument an Bedeutung zu verlieren, wenn ihr die rasche Entscheidung nicht gelingt. Der Feldherr sollte aus politischen Gründen Erfolge aufweisen können. Vom totalen Krieg her, der das Schwert durch andere Mittel ersetzt, droht daher sowohl dem Soldaten wie seinem Führer der Untergang. Dies bringt aber nicht den Frieden, sondern nur die Fortsetzung des Krieges mit andern Mitteln und anders geschulten Kriegern. Es ist daher fraglich geworden, ob die klassische Kriegführung und Kriegskunst, die Europa zur Vollendung entwickelt hat, je wieder eine entscheidende Rolle spielen wird. Denkbar scheint viel mehr, dass man den Armeen nur noch defensive Aufgaben übergibt und den „Angriff“ mit wirtschaftlichen und politischen Mitteln führt. Damit ist das strategisch-schöpferische Moment in der Kriegführung ausgeschaltet und das Abendland wird um den Genius des Feldherrn ärmer, an dessen Stelle vielleicht für die kommende Epoche der grosse Politiker tritt.